

btb

Buch

Ein neuer Fall für Dascha Wassiljewa: Diesmal widerfährt ihr etwas besonders Schreckliches. Stürzt sich doch eine junge Frau, der Dascha gerade erst das Leben gerettet hat, aus dem Fenster. Die Frau fällt ihr förmlich vor die Füße. Dascha ist erschüttert. Aber sofort zweifelt sie an der Selbstmordtheorie der Miliz. War da nicht jemand am Fenster zu sehen? Ist das Mädchen nicht etwas unpassend gekleidet für einen Selbstmord? Die lebenskluge Dascha will herausfinden, was sich wirklich abgespielt hat. Sie zieht Erkundigungen ein, spricht mit Leuten, die die Tote gekannt haben. Bald hat sie herausgefunden, dass erst kürzlich vier Bekannte des Mädchens nacheinander auf die gleiche Weise ums Leben gekommen sind. Dascha ist sich absolut sicher, dass solche Zufälle nicht vorkommen. Sie ermittelt auf eigene Faust – und meidet offen stehende Fenster. Sie hat es mit einem gefährlichen Mörder zu tun, und der hat jede Menge mächtiger Freunde.

Autorin

Darja Donzowa wurde 1952 in Moskau geboren. Nach Abschluss des Journalistikstudiums an der Lomonosow-Universität 1974 arbeitete sie zunächst als Zeitschriftenkorrespondentin, danach unterrichtete sie Deutsch und Französisch. Während einer schweren Krankheit griff sie schließlich zur Feder, einige Krimis entstanden, zunächst nur für die Schublade, bis Freunde sie drängten, eines ihrer Manuskripte an den renommierten Eksmo-Verlag zu schicken. Eine Erfolgsstory sondergleichen begann, denn seit ihrer ersten Veröffentlichung im Jahre 1995 beherrscht sie die russischen Bestsellerlisten.

Darja Donzowa bei btb

Ein Hauch von Winter. Roman (73071)

Der unschuldige Mörder. Roman (btb-HC 75114)

Darja Donzowa

Der fünfte Mord

Kriminalroman

*Aus dem Russischen
von Judith Elze*

btb

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»Spjat ustalye igruschki« im Eksmo Verlag, Moskau.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der btb-Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2004

Copyright © der Originalausgabe 2002 Darja Donzowa

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team, München

Umschlagfoto: CORBIS/Trinette Reed

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

SR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-73019-8

www.btb-verlag.de

KAPITEL 1

Der März war ungewöhnlich warm in diesem Jahr. In den ersten zehn Tagen des Monats schmolz in der Stadt bereits aller Schnee, und am Fünfzehnten krochen schon, betrunken von der unerwarteten Sonne, die ersten Gräser aus der Erde. Die Moskauer warfen eilig ihre Pelzmäntel, Schafpelze und schweren Stiefel in die Ecke. Überall waren Mädchen in leichten Jäckchen und Burschen in offenen Mänteln zu sehen. Alle freuten sich über den lang erwarteten Frühling.

Eine ganze Menge Schnee lag hingegen noch in Loschkino, wo ich mit meiner Familie lebe, seit wir hier nach reiflicher Überlegung ein Haus gebaut haben. Unser Wunsch war es, die Vorteile von Stadt und Land gleichzeitig zu genießen, deshalb hatten wir uns für Loschkino entschieden, ein Dorf mitten im Wald, bloß fünf Kilometer von der Ringautobahn entfernt. Von hier bis zur Twerskaja-Straße im Zentrum Moskaus fährt man nur eine Viertelstunde; auf der hervorragend ausgebauten Chaussee gibt es – auch am Sonntagabend – keine Staus. Unser zweistöckiges Haus ist von Fichten umgeben. Auf einen Gemüsegarten verzichteten wir, denn keiner von uns gräbt gern die Erde um. Unter den nächsten Nachbarn haben wir keine Freunde. Ein paar Jahre verkehrten wir mit dem Bankier Solomatin und seiner Familie, aber auch nur, weil ihr Kater, ein riesiger schwarzer Schönling, regelmäßig zu unseren Katzen, der dreifarbigem Kleopatra und der weißen Fifina, zu Besuch kam. Die aus diesen Aufwartungen hervorgegangenen Kätzchen nennt meine Tochter

Manja »Dominos«, denn sie sind schwarz mit weißen Flecken.

In der ersten Woche, die wir in Loschkino lebten, waren wir ziemlich euphorisch, aber wir merkten schnell, dass das Dorf einen großen Nachteil hat: In weniger als zwei Kilometer Entfernung verläuft die Eisenbahnlinie, und der Lärm der regelmäßig vorbeidonnernden Züge fiel uns allen furchtbar auf die Nerven. Mein Sohn Kescha ging so weit vorzuschlagen:

»Kommt, lasst uns das Haus verkaufen und ein neues bauen!«

Seine Frau Olga, die wir zu Hause Häschen nennen, bemerkte friedfertig:

»Warten wir ein bisschen ab. Wir werden uns schon noch dran gewöhnen.«

»Aber wenn Anka und Wanka größer sind, werden sie auf den Gleisen spielen«, argumentierte Kescha beharrlich.

Dabei waren die Zwillinge, also meine Enkel, gerade erst ein Jahr alt geworden. Sie befanden sich ständig in Begleitung der Kinderfrau Serafima Iwanowna, und die Aussicht, sie auf den Gleisen anzutreffen, schien daher mehr als unwahrscheinlich. Häschen blieb also sanft dabei:

»Noch mal bauen? Nie im Leben.«

Auch ich geriet in Panik bei der Vorstellung, mit den Bauarbeiten noch einmal von vorn anzufangen. Aber Kescha und Manja ließen nicht locker: Die Züge störten sie beim Schlafen, Essen, Lesen und überhaupt bei allem. Zwei Wochen lang stritten wir uns entsetzlich. Dann eröffnete am Bahnhof ein riesiges Kaufhaus mit einer Spiele- und Computerabteilung. Manja verstummte. Kescha – ganz allein gelassen – winkte schicksalsergeben ab. Einen Monat später stellten wir fest, dass wir das Tuten gar nicht mehr wahrnahmen, und beruhigten uns. Im Gegenteil, plötzlich fanden wir, dass es durchaus von Vorteil war, so nah am Bahnhof zu leben, und Kescha besorgt nun dort immer die Zeitung und Videokassetten, manchmal holt er sich auch Zigaretten. Manja kauft das Kaufhaus leer. Häschen durchstößert mit Begeisterung das Sorti-

ment der Boutique *Ihre Freizeit*. Und ich genieße die Möglichkeit, Spaziergänge zu machen, verbringe ich doch die meiste Zeit meines Lebens, so scheußlich das auch ist, im Sitzen; sogar zum Bäcker fahre ich in meinem Volvo. Aber zwei Kilometer hin, zwei Kilometer zurück mit schnellem Schritt: Das ist gut für die Figur und für die Laune.

An einem Dienstagnachmittag Mitte März spazierte ich den Bahndamm entlang. Der klare Himmel erfreute das Auge, es roch nach Frühling und nach etwas heimelig Vertrautem. Meine Beine liefen schneller, mein Rücken streckte sich, mir war, als hätte ich Flügel.

Weiter hinten hörte ich es tuten. Daran war im Grunde nichts Ungewöhnliches – die Schnellzüge gaben immer ein kurzes »Tut, tut!« von sich, wenn sie sich dem Bahnhof näherten –, doch dieses Geräusch hier klang anders: Es kam mir schlimmer als eine Alarmsirene vor. Ich schaute zu den Gleisen: Dort stand, mit dem Rücken zu der unwiderruflich näher kommenden Lokomotive, eine Frau. Der Zug raste direkt auf die Unglückliche zu. Der Lokführer, der den langen Güterzug offensichtlich nicht mehr bremsen konnte, tutete frenetisch immer weiter. Die Frau rührte sich nicht vom Fleck.

Ich rannte Hals über Kopf die verschneite Böschung hinunter, die mich von den Gleisen trennte. Die Frau musste entweder taub oder verrückt sein. Sie würde einen grässlichen Tod sterben. Der Schnee drang mir unter die Jacke und in die kurzen Stiefel. Die Mütze flog mir vom Kopf, Schal und Handschuhe verlor ich ebenfalls. Nur ein Gedanke hämmerte in meinem Schädel: »Ich muss es schaffen!« Die Diesellok wurde plötzlich erschreckend groß, am Rande meines Bewusstseins nahm ich wahr, dass der Lokführer etwas schrie, sein Gesicht vor Entsetzen verzerrt. Im letzten Moment packte ich mit übermenschlicher Kraft die Frau an ihrer willenlos herunterhängenden Hand und riss sie von den Schienen weg. Wie zwei Sack verfaulte Kartoffeln landeten wir im Schnee, als das dreckige eiserne Ungetüm mit ohren-

betäubendem Heulen, Stöhnen und Pfeifen an uns vorbeibrauste ...

Vom Bahnhof rannten Leute herbei. Allen voran lief die Weichenwärterin Ljusja, die mit ihrer Signalfolge wedelte. Wir kennen sie gut und geben ihr immer für ihre Tochter die Kleidungsstücke, aus denen Manja schon herausgewachsen ist.

»Darja Iwanowna Wassiljewa!«, schrie Ljusja. »Gott sei Dank, Sie sind am Leben!«

Benommen drehte ich meinen Kopf hin und her. Der Himmel war nach wie vor blau, ein angenehmes Lüftchen wehte mir ins Gesicht. Die Vögel, die den Winter überstanden hatten, sangen fröhlich in der Ferne. Die Natur schert sich nicht darum, ob gerade jemand fast gestorben ist. Als ich mir das in letzter Sekunde verhinderte Unglück in all seinen grässlichen Details ausmalte, schüttelte es mich, und ich schaute mir die Frau an, die ich gerettet hatte.

Sie lag mit dem Gesicht nach unten, die Arme waren weit ausgebreitet. Ihr Rock war verrutscht, man konnte ihre schönen, langen und schlanken Beine sehen, die in teuren Stiefeln aus Naturleder steckten. Ihr hübscher kurzer Nerzmantel und eine elegante Ledermütze, die nicht weit entfernt auf dem Boden lag, zeugten von ihrem Wohlstand. Außerdem roch sie nicht etwa nach irgendwas, sondern nach dem teuren *Dolce Vita* von Dior.

»Gleich«, murmelte Ljusja vor sich hin, während sie hastig die Kleider der am Boden liegenden Frau in Ordnung brachte, »gleich ist der Doktor da.«

Direkt hinter dem Kaufhaus befindet sich eine kleine Zweigstelle der Ersten Hilfe. Die Ärzte brauchten nicht einmal den Wagen zu nehmen, sie rannten gleich so mit einer Trage herbei, als sie hörten, was passiert war. Der Arzt und die beiden Arzthelfer sind Bekannte von mir, sie wohnen ganz in der Nähe in einem Backsteinhaus, das für die Arbeiter der hiesigen Hühnerfabrik gebaut wurde. Jurij Anatoljewitsch ist ein Arzt, der sich immer gern noch etwas dazuverdient, und die Bewohner von Loschkino bitten ihn manchmal um ganz bana-

le Dienste: zum Beispiel aufgeschlagene Kinderknie mit Jod einzuschmieren. Für sonstige Fälle haben die Villenbewohner ihre anderen, teuren Ärzte, aber der freundliche Jurij hat gar nichts gegen diesen Nebenverdienst.

Sie drehten die Frau vorsichtig auf den Rücken. Neugierige standen um sie herum: ein paar Bahnarbeiter, eine alte Frau, die zu jeder Jahreszeit am Schlagbaum Blumensamen verkauft, und ein paar Jugendliche, die immer überall herumlungern. Wo der Fußweg zum Bahnhof verläuft, drängten sich die Leute, die zur S-Bahn unterwegs waren. Der Anblick des Todes zieht immer Schaulustige an, aber diesmal wurde die Menge enttäuscht. Jurij erklärte klipp und klar:

»Sie lebt und ist noch nicht mal verletzt. Sie steht nur unter Schock. Legt sie auf die Trage, Jungs, wir bringen sie ins Krankenhaus!«

Das lag gleich in der Nähe, nur hundert Meter vom Bahnhof entfernt.

»Darja Iwanowna!« Jurij berührte mich an der Schulter. »Sie bluten aus der Lippe. Kommen Sie mit uns!«

Ich strich mir mit der Hand über den Mund und die Wangen – tatsächlich: Es war wohl besser mitzugehen. Meine Beine wurden seltsam schwer, mein Körper schien plötzlich über hundert Kilo zu wiegen.

In der Aufnahme begann ich zu zittern. Eine junge Schwester hielt mir mitleidig ein Glas mit einer scharf riechenden, braunen Flüssigkeit hin.

»Trinken Sie! Das wird Sie beruhigen.«

»Ich bin einfach durchgefroren ... meine Stiefel sind völlig durchnässt«, erklärte ich. »Dürfte ich von hier nach Hause telefonieren?«

Ich durfte.

»In einer Viertelstunde bin ich da«, versprach mir Olga. »Ich föhne mir nur schnell die Haare – entschuldige, aber ich sitze gerade in der Badewanne.«

Ein Unfallchirurg kam, schaute sich meine Lippe an und beruhigte mich:

»Nichts Besonderes, nur eine kleine Wunde. Als Sie die Frau vom Gleis weggerissen haben, sind Sie bestimmt mit dem Gesicht an ihre Schulter gestoßen.«

»Wie geht es ihr?« Vorsichtig befühlte ich meine Zähne mit der Zunge.

Natürlich, einer der Eckzähne, ein Stiftzahn mit Metallkeramik, wackelte bedrohlich. Das bedeutete einen Besuch beim Zahnarzt – und wenn ich vor etwas Angst habe, dann sind es Zahnarztbohrer.

»Wir haben sie in ein Krankenzimmer gelegt.« Der Arzt ging zum Spülbecken.

Diese Doktoren haben doch wirklich eine komische Art. Sie waschen sich die Hände nicht etwa, bevor sie einen Kranken untersuchen, sondern, als ob sie sich ekeln würden, immer erst hinterher.

»Kennen Sie sie?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Ist sie bei Bewusstsein?«

»Ja«, sagte der Chirurg, »aber sie schweigt und antwortet nicht auf Fragen. Das ist der Schock. Ich habe unsere Neurologin rufen lassen.«

Da sprang die Tür auf, ein dreieckiges kleines Gesicht mit einer dicken runden Brille schaute herein.

»Sind Sie die Retterin?«, fragte die kleine Ärztin, die wie ein Eichhörnchen aussah. »Kommen Sie mit! Sie will aus irgendeinem Grund ihren Namen nicht sagen«, erklärte sie. »Ich hoffe, sie redet, wenn sie Sie sieht. Fragen Sie nach ihrem Namen, ihrer Adresse ... und überhaupt nach den Personalien.«

»Ist ihr vielleicht schlecht?«, erkundigte ich mich vorsichtig.

»Aber nicht doch«, winkte die junge Fachärztin ab. »Wahrscheinlich hat sie Angst, dass wir die Miliz rufen und sie bestraft wird. Hat man so was schon mal gesehen?! Auf den Gleisen zu stehen und Maulaffen feilzuhalten ...«

»Wie sieht es mit ihrem Gehör aus?«, fragte ich, während wir die Treppe in den vierten Stock hochstiegen. »Sie spricht nicht – womöglich ist sie taubstumm und hat den Zug nicht bemerkt ...«

»Ha!« Die junge Ärztin, die wohl gerade erst ihre Ausbildung beendet hatte, schüttelte den Kopf. »Wir kennen solche Leute. Sie ist einfach eine unmögliche Person. Wir haben noch Glück, dass sie nicht betrunken ist.«

Schwungvoll öffnete sie die Tür. Sie schob mich ins Zimmer und ließ mich mit der von mir geretteten Frau allein, der einzigen Patientin in dem kleinen Raum. Sie lag in einem der drei Betten, und ich sah jetzt, dass sie ein schönes, beinahe rassiges Gesicht hatte: eine feine aristokratische Nase, ein hübsches Kinn, einen klar gezeichneten Mund und wie Halbmonde geschwungene Augenbrauen. Auch das schwarze Haar sah gut aus, sehr dicht und stark gewellt; falls ihre Locken nicht natürlich waren, musste sie ein ganzes Vermögen beim Friseur gelassen haben.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte ich leise.

Die Frau rührte sich nicht, aber an den leicht zuckenden Augenlidern konnte ich sehen, dass sie mich gehört hatte. Sie wollte offenkundig bloß keinen Kontakt.

»Mit der Miliz habe ich nichts zu tun. Ich lief gerade vorbei und sah Sie auf den Gleisen stehen ...«

Sie schwieg standhaft. Seltsam. Sie hätte sich immerhin bedanken können, aber danach stand ihr wohl nicht der Sinn.

»Sagen Sie, wie ist Ihr Name?«, fragte ich weiter.

Ihre Lippen bewegten sich nicht.

»Wahrscheinlich machen sich Ihre Verwandten Sorgen«, versuchte ich es nun anders.

Keinerlei Reaktion. Sie brauchte anscheinend einen Psychiater und nicht eine unerfahrene Neurologin. Da meine Bemühungen fruchtlos blieben, seufzte ich nur und ging zur Tür.

»Bleib stehen!«, sagte sie plötzlich grob.

Automatisch drehte ich mich zu ihr um. Riesige, beinahe schwarze Augen, die wie flüssiger Teer glänzten, starrten mir direkt ins Gesicht. In ihnen brannte ein fast schon fanatischer Hass.

»Wieso hast du mich gerettet?«, zischte sie langsam und bedächtig. »Wer hat dich darum gebeten?!«

Ich war sprachlos.

»Hau ab!«, bellte sie mir mit sich überschlagender Stimme entgegen. Ihre Augen wurden noch größer, eine Flamme schien darin zu lodern.

Unwillkürlich wich ich zurück.

»Raus!«, fuhr die Verunglückte fort. »Ich verfluche dich! Was mischst du dich ein mit deinem Mitgefühl?! Krepieren sollst du!«

Ich lief in den Korridor. Die Neurologin musste Bescheid wissen und nach der Frau sehen. Aber als ich die Ärztin fand, war sie mit einem anderen Patienten, einem weinenden Kind, beschäftigt.

»Schon gut«, winkte sie ab, »ich kümmere mich gleich um die Verrückte. Fahren Sie ruhig nach Hause. Es ist schon jemand gekommen, um Sie abzuholen.«

Ich ging in den Hof. Olga schaute aus dem heruntergelassenen Fenster ihres roten Volkswagens.

»Bloß eine Minute lässt man dich allein«, sagte sie ärgerlich, »und schon steckst du wieder in irgendwelchen Schwierigkeiten. Steig ein.«

Schweigend ging ich zum Auto. Mein Kopf dröhnte. Wieso hatte ich mich eingemischt? Wieso hatte ich Mitleid mit der dummen Gans gehabt? Jetzt tat mir die aufgeplatzte Lippe weh, meine erst vor kurzem aufgesetzte Stiftkrone wackelte, und meine Laune war im Keller. Die Frau war offenkundig verrückt und überhaupt nicht fähig, die Lage nüchtern einzuschätzen.

»Schau doch, schau«, stöhnte Häschen plötzlich auf und kletterte aus dem Wagen.

Meine Schwiegertochter zeigte nach oben. Ich warf den Kopf in den Nacken. In einer Fensteröffnung des vierten Stocks stand die von mir gerettete Frau. Der Frühlingswind ließ ihre schwarzen Haare wehen, das Krankenhaushemd blähte sich wie eine Glocke. Sie schaute nach unten und bekreuzigte sich hastig.

»Bleib stehen! Hilfe, nein!«, schrie ich wie von Sinnen.

Die Selbstmörderin lachte laut auf und sprang. Versteinert sah ich zu, wie sie seltsam gekrümmt nach unten fiel.

Die Zeit blieb stehen. Der Körper schien zu schweben – dabei dauerte es in Wirklichkeit nur ein paar Sekunden. Ihre Haare loderten um ihren Kopf wie schwarze Flammenzungen, ein gellender Schrei durchschnitt die Luft. Dann hörte man einen schmatzenden Aufprall. Die Lockenmähne breitete sich über der Selbstmörderin aus, glänzende Rinnsale sickerten unter ihrem Kopf hervor. Die Arme zuckten noch ein paar Mal ... Die plötzliche Stille wurde von Häuschen durchbrochen, die mit einem leisen Stöhnen in Ohnmacht fiel, dann drehte es mir den Magen um, und ich erbrach mich direkt neben den zerschmetterten Körper. Meine Beine knickten weg. »Bitte, lass mich nicht auf sie drauffallen!«, dachte ich noch, bevor ich das Bewusstsein verlor.

KAPITEL 2

Ein widerlich stinkender Wattebausch, den mir jemand unter die Nase hielt, brachte mich wieder zu mir.

»Sofort aufhören«, krächzte ich und hielt den Atem an. »Ich bin allergisch gegen Salmiak.«

Der Wattebausch verschwand. Ich drehte den Kopf zur Seite. Rechts am Fenster saß Häschen auf einer Couch. Ihr Gesicht war kalkweiß. Der Chirurg, die Krankenschwester und die Neurologin sahen auch nicht besser aus. Ich erhob mich von der harten Liege und verkündete vorwurfsvoll:

»Sie sind schuld. Sie haben die Kranke allein gelassen – dabei wussten Sie doch, dass sie verrückt war.«

Alle schwiegen. Die junge Neurologin bekam rote Flecken im Gesicht. »Gut so«, dachte ich böse, »vielleicht verlierst du so für eine Weile diese Gleichgültigkeit, die für dein Alter völlig unpassend ist. Hoffentlich gehen die Angehörigen der Verstorbenen vor Gericht.«

Aus dem Hof drangen Geräusche zu uns. Natürlich, jetzt luden die Krankenpfleger die Tote auf eine fahrbare Krankentrage – das Leichenschauhaus lag ja gleich nebenan. Man hörte Wasser spritzen: Der Hauswart spülte Blut und Erbrochenes weg.

Nachdem Häschen und ich den inzwischen eingetroffenen Milizionären versprochen hatten, am nächsten Tag ausführlich auszusagen, brachten sie uns im Streifenwagen nach Hause. Ein frisch gebackener, kleiner Wachtmeister fuhr unseren Volkswagen hinter uns her. Die Milizionäre wussten genau,

dass Häschen und ich nirgendwohin verschwinden würden – schließlich ist Loschkino nicht Moskau, sondern nur ein kleines Dorf neben einer Hühnerfabrik, das aus höchstens vierzig, fünfzig Häusern besteht. Etwas abseits des Zentrums mit seinen eher niedrigen, fünfstöckigen Plattenbauten liegt unsere Villensiedlung. Die Bewohner der komfortablen, aus rotem, feuerfestem Backstein gebauten Häuser sind im ganzen Ort bekannt. Es sind nicht viele, insgesamt nur zehn Familien.

Zu Hause angekommen, ließen wir uns im Wohnzimmer auf die Sofas fallen. Dann griffen wir, ohne ein Wort zu sagen, zur Kognakflasche.

»Schrecklich«, murmelte Häschen, während sie sich eine ordentliche Ladung feinsten Martells auf einmal in den Rachen goss. »Dieses Lachen ... und der Schrei. Grauenhaft. Warum hat sie das nur getan?«

Zweifelnd schaute ich mein bis zum Rand gefülltes Glas an. Für gewöhnlich reicht mir ein Schluck, und ich bin hinüber. Ich trank den Kognak in einem Zug aus. Was konnte ich auf Olgas Frage schon antworten? Wer sollte diese Verrückten verstehen? ...

Am nächsten Tag saß ich gegen zwölf im Amtszimmer des Hauptmanns und antwortete ordnungsgemäß auf seine Fragen. Nein, die Frau kannte ich nicht. Nein, ich war rein instinktiv zu ihr gestürzt. Nein, sie schien verrückt zu sein. Nein, sie musste das Fenster selbst geöffnet haben.

»Ihren Namen hat sie nicht gesagt?«

Des Neinsagens müde, schüttelte ich nur den Kopf.

»Na gut«, seufzte der Hauptmann und hielt mir ein Blatt hin. »Bitte unterschreiben Sie auf jeder Seite dort, wo steht: ›Nach meinen Worten protokolliert.«

Ich folgte seiner Aufforderung.

»Und was passiert jetzt?«

»Was meinen Sie, was wir tun sollen?«, knurrte er missmutig. »Wir werden sie als unbekannt führen.«

»Und dann?«

»Nichts dann!«, fuhr mich der Milizionär erbost an. »Wir laden ihr Foto in den Computer. Wenn sie jemand vermisst, wird er schon herkommen.«

»Wie lange kann eine Leiche im Kühlhaus bleiben?«

»Laut Gesetz einen Monat«, antwortete der Hauptmann ruhig, »dann wird sie auf Staatskosten beigesetzt.«

»Und wenn die Frau aus einer anderen Stadt stammte oder ihre Verwandten schon sehr alt sind oder sie womöglich ein Kind hatte?«, fragte ich hartnäckig weiter.

»Was wollen Sie eigentlich? Ich fürchte, ich verstehe nicht ...«

»Na ja, leiten Sie ein Verfahren ein, versuchen Sie, ihre Identität festzustellen! Machen Sie irgendw ...«

»Jetzt hören Sie mir mal zu, meine Dame!«, schnitt er mir wütend das Wort ab. »Wissen Sie eigentlich, wie viele Verfahren hier abgearbeitet werden wollen? Es ist zwar nur ein kleines Dorf, aber die Leute sind richtiggehend verrückt geworden. Sie gehen mit Messern und Pfannen aufeinander los. Vorgestern wurde bei der Apotheke ein Auto in die Luft gejagt ... Wir haben nicht genug Leute ... Hier liegt doch alles klar auf der Hand: Es handelt sich um eine Verrückte, die zuerst versucht hat, sich von einem Zug rammen zu lassen, und dann aus dem Fenster gesprungen ist. Keiner hat sie dazu gezwungen, sie wollte es nicht anders.«

»Stellen Sie wenigstens ihren Namen fest ...«

»Sie sind entlassen!«, sagte der Hauptmann scharf und fügte ein bisschen sanfter hinzu: »Man hat Ihr Handy gefunden – gehen Sie zum Krankenhaus.«

Das tat ich. Es war nicht weit, gerade nur über den Platz. Ich trat in den mir schon bekannten Hof. Nichts erinnerte an die Tragödie. Die Krankenschwester in der Aufnahme hielt mir mein Handy hin.

Nach Hause wollte ich noch nicht. Ein bisschen Ablenkung würde mir gut tun. Ich lief also in Richtung des Kaufhauses, um mir ein paar überflüssige Sachen zu kaufen ...

»Darja Iwanowna!«, rief mir die Weichenstellerin Ljusja

über die Straße zu. »Warten Sie, ich gebe Ihnen Ihre Handtasche.«

»Welche Handtasche?«, fragte ich erstaunt.

Handtaschen kann ich nicht ausstehen. Meist stecke ich die Sachen, auf die ich partout nicht verzichten kann, in meine Hosen- oder Jackentaschen.

Ljusja hielt mir ein kleines Täschchen mit einem langen Schulterriemen hin.

»Ich habe einen Rundgang gemacht und sie am Ort des Geschehens gefunden«, erklärte sie. »Sofort habe ich begriffen, dass Sie sie verloren haben, als Sie zu dieser Verrückten gerannt sind. Es ist schließlich ein teures Stück und nicht so ein Allerweltsteil aus der Massenproduktion.«

Schweigend nahm ich das rechteckige Täschchen entgegen. Ich hatte so etwas nie besessen, das gute Stück musste der Verstorbenen gehört haben. Ich würde es dem Hauptmann bringen. Bestimmt lag ihr Ausweis darin.

»Wie grässlich«, begann die geschwätzig Ljusja zu tratschen, »was für ein Unglück. Letzten Sommer ist hier ein Mann, ein Besoffener, getötet worden. Er kam aus der S-Bahn und hatte sich bei dem Pfosten dort hingelegt. Im Schlaf muss er die Böschung hinuntergerollt sein. Er ist direkt unter einen Schnellzug geraten. Und vor drei Jahren ist Katja unter eine Draisine gekommen. Sie ist zwar am Leben geblieben, aber ich fürchte, besser wär's gewesen, wenn sie gestorben wäre. Die Beine hat es ihr abgeschnitten. Jetzt kann sie weder leben noch sterben ...«

Sie zog ihre Nase hoch. Ich hörte höflich zu und wartete, bis der Redeschwall versiegte. Eigentlich hätte ich sofort weggehen wollen, aber dann wäre Ljusja beleidigt gewesen, und das wollte ich auch wieder nicht. Sie war ein feiner Kerl und ein Pechvogel, denn sie musste nicht nur zwei Schulkinder, sondern auch noch ihren Mann, der Alkoholiker war, durchbringen.

»Ich habe sie gesehen.« Die Weichenstellerin wechselte das Thema.

»Wen?«

»Die Verrückte, die sich das Leben genommen hat.«

»Wo?«

»Na hier, bei uns, auf dem Bahnhof. Anfang März ist sie aufgetaucht und hat im Lebensmittelgeschäft eingekauft. Ich glaube, sie kam aus dem ›Sanatorium‹.«

Ich schaute nach rechts. Dort oben auf der Anhöhe, etwa einen Kilometer vom Bahnhof entfernt, lag das Haus der Schriftsteller, das die Leute hier beharrlich »Sanatorium« nennen. Ich bin ein paar Mal dort gewesen, um Bekannte zu besuchen. Die Zimmer sind schön und geräumig, sie haben komfortable Bäder, sind mit Fernseher, Telefon und Kühlschrank ausgestattet. Nur das Essen ist widerlich, es gibt immer nur Hackbällchen und Restesuppen, so dass die Literaten häufig ins Dorf zum Einkaufen kommen. Man erkennt sie sofort: Die Damen tragen, egal, wie alt sie sind, weiße Hosen und sind mit dem unglaublichsten Schmuck behängt, mit Bernsteinketten, Ohringen mit schweren Halbedelsteinen aus dem Ural, silbernen Armbändern und Kettchen. Die Männer tragen ohne Ausnahme Jeans und Westen. Von fern sehen sie wie gealterte Jugendliche aus. Aber wenn die Verstorbene tatsächlich aus diesem Stall gekommen wäre, müsste die Verwaltung ja ihre Personalien haben. Ganz zu schweigen davon, dass dort wahrscheinlich jede Menge Frauen wären, die bestens über sie Bescheid wüssten.

Erfreut lief ich zurück zum Hauptmann, bei dem gerade eine Frau saß, die heulte.

»Warten Sie!«, sagte er wenig erbaut zu mir.

Gehorsam setzte ich mich im Korridor auf eine Bank und öffnete die Tasche: kein Pass, keine Kosmetik, kein Portemonnaie, noch nicht mal ein Taschentuch. Ich fand nur ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Meine Hände glätteten es wie von selbst.

Kolja, ich kann nicht mehr. Du sollst wissen, dass ich dir keine Schuld mehr gebe, denke einfach, ich hätte die Ketten abgeschüttelt. Ich verstehe, dass es dumm ist, um Mitgefühl

zu bitten, aber versuche nicht, Verotschka zu finden. Ja, meine Tochter lebt, aber du sollst sie nie finden, niemals, hörst du! Lieber soll sie verhungern, was nach meinem Tod wahrscheinlich ohnehin passieren wird, denn die Kleine wird niemanden haben, der ihr zu essen gibt, sie ist allein. Bitte hab Erbarmen, lass sie ihren Tod sterben und mach sie nicht zu einer solchen Missgeburt wie mich. Und wenn du nicht auf mich hörst und sie doch suchst, dann sei dir gewiss: Ich werde aus jener Welt zurückkommen, um mich an dir zu rächen. Ich habe nichts zu verlieren, meine Hände sind auch so schon bis obenhin mit dem Blut unschuldiger Opfer besudelt.

Adieu! Lenja, Kostja, Schora, vergebt mir, ich wollte euch nicht töten.

Keine Unterschrift, kein Datum. Verwirrt schaute ich auf das Papier, das mit ordentlicher, beinahe kindlicher Schrift beschrieben war, der Schrift eines kleinen Mädchens, der Klassenbesten, des Stolzes der ganzen Schule, von Mamis Augenstern. Nur der Inhalt des Briefes war zum Schaudern.

Die Tür des Arbeitszimmers öffnete sich, die schluchzende Frau schlurfte mit ihren ausgetretenen Stiefeln zum Ausgang.

»Was gibt's denn nun noch?«, brummte der Hauptmann.

Schweigend stellte ich die Handtasche auf seinen Schreibtisch. Er studierte den Brief, seufzte und fragte schließlich:

»Ja und?«

»Ljusja, die Weichenstellerin, hat sie gefunden und mir gegeben.«

»Verrückter Unsinn.« Der Hauptmann zog eine Marlboro heraus – für ihn als einfachen Mitarbeiter des Innenministeriums ein teures Vergnügen.

»Ljusja erinnert sich außerdem, dass sie die Verstorbene mehr als einmal am Bahnhof gesehen hat«, fügte ich hinzu.

»Die eine redet was, die Nächste tratscht es weiter«, kommentierte der Milizionär missmutig. »Ich brauche Beweise!«

»Sagen Sie mal«, schrie ich jetzt, »schämen Sie sich eigentlich nicht?! Sie haben doch diesen entsetzlichen Todesbrief gelesen. Hinter dem Selbstmord muss etwas ganz Furchtbares

stecken, weitere Tode, Verbrechen ... Und dazu noch ein kleines Mädchen namens Verotschka, das jetzt allein auf der Welt ist ...«

Der Hauptmann streckte die linke Hand aus und drückte auf den Knopf des Tefal-Wasserkochers:

»Erstens: Hören Sie auf zu schreien! Und zweitens: Wer hat gesagt, dass diesen Brief die Selbstmörderin geschrieben hat? Es gibt weder eine Unterschrift noch ein Datum. Hier wohnen Schriftsteller in der Nähe – irgendeiner von denen wird sich das hier zusammengereimt haben.«

Mit offenem Mund starrte ich dieses Ungeheuer aus den Reihen der Ordnungskräfte an. Der Hauptmann argumentierte weiter:

»Die Handtasche kann schon lange dort herumgelegen haben.«

Ich zeigte mit dem Finger auf das kaum beschädigte teure Leder.

»Aber sie ist ja völlig in Ordnung. Können Sie sich vorstellen, wie sie in einer Woche ausgesehen hätte?«

Der Hauptmann schlug mit der Hand auf den Tisch. Ein Stapel Akten hüpfte hoch und wirbelte, als er wieder herunterplumpste, eine kleine Staubwolke auf.

»Hier, schauen Sie mal, wie viele Akten hier herumliegen! Außerdem gibt es nur eine Ermittlung über einen Sprung aus dem Fenster – ein Verfahren bezüglich einer Person, die sich vor einen Zug werfen wollte, existiert nicht. In der laufenden Ermittlung ist alles klar, die Frau hat sich eindeutig selber umgebracht. Damit ist die Ermittlung abgeschlossen. Wenn ihre Verwandten sie vermissen, sollen sie nach ihr suchen. Es gibt keinen Grund, mich hier anzuschreien und zu beschuldigen!«

Schweigend hörte ich mir seine Ausflüchte an. Klar war hier nur eins: Den zusätzlichen Ärger wollte er sich so schnell wie möglich vom Hals schaffen. Eine Ermittlung würde nicht stattfinden. In einem Monat würde man die nicht identifizierete Leiche zur Beisetzung freigeben – und das war's.

Ungerührt steckte sich der Hauptmann eine weitere Zigarette an. Ich nahm die Tasche vom Tisch und ging zur Tür.

»He, Moment! Lassen Sie das Beweisstück hier!«, rief er mir hastig nach.

»Wozu?«, fragte ich herausfordernd.

»Die Ordnung muss gewahrt werden«, erklärte er.

Was für ein Gesetzeshüter! Wahrscheinlich hätte er die Tasche gern seiner Frau vermacht. Das ging zu weit!

»Die Tasche gehört mir«, erklärte ich frech. »Ich hab sie verloren, als ich die Unglückliche von den Gleisen riss. Wenn Sie sie mir wegnehmen wollen, kann ich Zeugen nennen!«

»Raus hier, hau ab!«, brüllte mich der Hauptmann an.

Schweigend trat ich in den Flur und schlug die Tür mit voller Wucht hinter mir zu, so dass die Fenster leise klirrten. Von diesem Subjekt hatte ich die Nase gestrichen voll.

Auf der Straße schien hell die Sonne. Der Platz war fröhlich belebt, die Leute freuten sich über den beginnenden Frühling. Zwei kleine Hofhunde waren leise winselnd dabei, für Nachwuchs zu sorgen. Keiner hatte Lust, sich um die so tragisch ums Leben gekommene Frau zu kümmern. Sie war bestimmt nicht verrückt gewesen. Einen solchen Brief konnte nur ein an den Rand der Verzweiflung getriebener Mensch geschrieben haben. Wer war Kolja? Wo konnte ich Verotschka finden? Warum befand sich dieser Abschiedsbrief in der Handtasche? Wollte sie ihn dem Adressaten persönlich übergeben? Es gab keine Anschrift, keinen Nachnamen. Ein Rätsel wie aus einem Kriminalroman ...

Wir leben nun schon seit mehreren Jahren in Loschkino. »Neue Russen«, also Neureiche, sind wir völlig unverhofft geworden. Jetzt darf man sich nicht vorstellen, wir würden zu irgendeiner Gruppe von Kriminellen gehören oder hätten unser Glück mit dem illegalen Handel von Energieressourcen gemacht. Unsere Geschichte ist viel einfacher und interessanter.

Ich habe über viele Jahre hinweg mit meiner Freundin Nata-scha in einer winzigen Zweizimmerwohnung gewohnt. Beide

unterrichteten wir Französisch in einem gottverlassenen Institut, gaben außerdem Privatstunden und zogen mit vereinten Kräften meine beiden Kinder Kescha und Manja groß. Das Geld reichte nicht immer, der Kühlschrank stand oft leer. Sowohl meine Verwandten als auch jene von Natascha hatten schon lange das Zeitliche gesegnet, von dort konnte also auch keine Hilfe kommen. Noch dazu hatte es Nataschas Exmann irgendwie geschafft, sie aus der gemeinsamen Wohnung abzumelden, so dass sie buchstäblich auf der Straße stand. Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits viermal verheiratet gewesen, hatte meine Kinder und jede Menge Haustiere. Natürlich zog Natascha zu uns. Inzwischen fühlen wir uns schon lange wie Schwestern.

Ich weiß nicht, wie wir die Perestroika und die Zeit der schrecklichen russischen Reformen überstanden hätten, wenn Natascha nicht unvermutet einen Franzosen geheiratet hätte und nach Paris gezogen wäre. Danach überschlugen sich die Ereignisse. Wir waren kaum bei ihr als Gäste in Paris eingetroffen, als ihr Mann, der Baron Jean Makmaier, getötet wurde. Natascha war seine einzige Erbin. Und zu erben gab es weiß Gott genug: eine dreistöckige Villa in einem der besten Vororte von Paris, eine Sammlung einzigartiger Bilder, deren Grundstein der Urgroßvater Makmaier gelegt hatte, ein hervorragend laufendes Unternehmen und ein Bankkonto, bei dem es meiner Familie schwer fiel, die Nullen zu zählen.

Franzosen sind Fremden gegenüber sehr misstrauisch, aber Natascha war schon vor langer Zeit eingebürgert worden. Gegen ein kleines Schmiergeld bekam ich in einem der Moskauer Einwohnermeldeämter eine Geburtsurkunde, die unsere Blutsverwandtschaft belegte. Ein merkwürdiger Umstand erleichterte die Fälschung beträchtlich: Wir tragen beide den Vaternamen Iwanowna und hatten in unserer Kindheit denselben Familiennamen, nämlich Wassiljewa. Von Schwestern aus Freundschaft wurden wir nun also zu Blutsverwandten. Nur der Vatername meines Vaters und die Angaben zu meiner Mutter mussten noch angepasst werden. Die Mitarbeiterin